

Laura Steven

OUR
INFINITE
FATES

Roman

Aus dem Englischen
von Michelle Landau

dtv

Dieses Buch behandelt Themen, die potenziell belastend wirken können.
Bitte dazu die Anmerkung der Autorin auf S. 6 beachten.



Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2025 by Laura Steven

Titel der englischen Originalausgabe: ›Our Infinite Fates‹,
2025 erschienen bei Penguin Books, einem Imprint von Penguin Random House
Children's in der Penguin Random House UK Verlagsgruppe

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2025 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

verlag@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Ariane Yoshihiro-Storm

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Olga Grlic

Umschlagmotive: © Tori Art / Getty Images;

© Francisco Duarte Mendes / shutterstock.com

Farbschnitt- und Bezuggestaltung: dtv / Alexandra Bowien
unter Verwendung von Motiven von Olga Sayuk, vladayoung / Adobe Stock

Vignette Innenteil: juicy_fish / Freepik

Gesetzt aus der Garamond

Satz: Uhl + Massopust GmbH, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

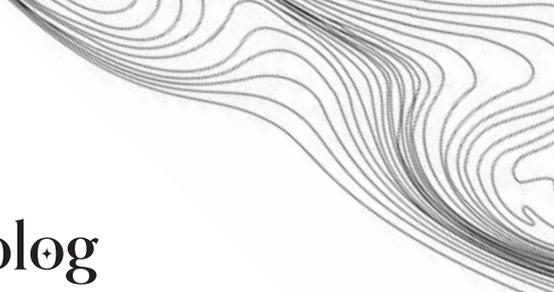
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76565-7

Für Blair, das Licht meines Lebens

Anmerkung der Autorin

Our Infinite Fates ist eine hoch spannende Romantic-Fantasy, in der zwei Seelenverwandte sich wiederholt gegenseitig umbringen müssen, und so werden in der Geschichte Situationen und Elemente beschrieben, auf die Lesende möglicherweise empfindlich reagieren. Dazu gehören Blut, Gewalt, Gift und Vergiftung, Verletzungen, Folter, Mord, Tod, Trauer, Verlust und Krankheit. Ich hoffe, dass ich diese Themen sensibel und angemessen behandelt habe, aber wenn diese Aspekte für dich belastend sein könnten, bitte ich hiermit um Kenntnisnahme.

Da die Figuren in dieser Geschichte immer wieder in neue Körper hineingeboren werden, sind ihre Geschlechts- und ihre Genderidentitäten teilweise fluide. Da dies für die Figuren wichtige Merkmale sind, diese sich aber nicht immer leicht in eine andere Sprache übertragen lassen, wurden in der Übersetzung an einigen Stellen die Pronomen „they / them / their“ verwendet, um dem Wesen der Figuren gerecht zu werden und dabei gleichzeitig die historischen und aktuellen sprachlichen Gegebenheiten so gut wie möglich zu berücksichtigen.



Prolog

Mehrere Hundert Jahre zuvor

Das Band, das sich um ihre Handgelenke wand, war rot wie eine Wunde.

Es war ein Tag spät im Sólmanuður, perfekt für eine Hochzeit. Wolkenfetzen wischten über den blassen Himmel. Das Meer plätscherte gegen den Kiesstrand, die Nachmittagssonne zersplitterte die Oberfläche in goldene Scherben. Rund geschliffene Steine ragten aus dem seichten Schaum, bestäubt mit Salz und dem vagen Echo eines Sirenenlieds – wenn man an solche Dinge glaubte, was die Braut nicht tat. Aber sie glaubte an die Liebe und an den Mann, der vor ihr stand.

Das lange kastanienbraune Haar des Bräutigams war von kupferfarbenen Strähnen durchzogen. In seinen Bart – beeindruckend voll für einen Mann von nicht einmal achtzehn Jahren – waren kleine Metallringe und Porzellanperlen geflochten und er duftete nach dem Pinienharz und Salbei seines besten Öls. Er trug eine ordentliche, dunkle Tunika über der Hose, einen goldenen Armring und um seine Taille war ein lederner Gürtel geschlungen. An diesem Gürtel hing ein prächtiges Langschwert mit rubinbesetztem Griff. Ein Familienerbstück.

Ein Lächeln zog den schiefen Mund des Bräutigams in die Breite, in seinen Augen funkelte Freude. Er kannte die Braut seit dem Tag seiner Geburt und träumte seit über einem Jahrzehnt von diesem Tag. Sie war der goldene Faden, der sich durch sein

Leben zog, der seine Vergangenheit und seine Zukunft in einer harmonischen Schleife verknüpfte.

Die Braut hingegen war angespannt wie eine Bogensehne. In ihrem langen, mit Silberperlen bestickten, hellen Leinenkleid gab sie eine hoch aufragende, schlanke Gestalt ab.

Jede gespannte Faser ihres Körpers lag auf der Lauer.

Halb Jägerin, halb Gejagte.

Der Bräutigam bemerkte es kaum. Er war zu gefangen in diesem Moment, in den Schreien der Möwen und den getragenen Worten der Ältesten, die die Zeremonie vollzog.

Während die Förmlichkeiten ausgetauscht wurden, blieben ihre Hände zusammengebunden. Das rote Band war aus dem Kleid der verstorbenen Mutter des Bräutigams gewebt worden, damit sie dennoch Teil der Zeremonie sein konnte. Tatsächlich spürte der Bräutigam die Anwesenheit seiner Mutter, zum einen als geisterhaften Fleck in der Ferne, zum anderen als beruhigende Beständigkeit um sein Handgelenk. Sein Herz wurde weit, presste schmerzhaft gegen seine Rippen.

Auf den sonderbaren, aber drängenden Wunsch der Braut hin tauschten sie Waffen anstelle von Ringen. Messer, geschmiedet von ihrem Bruder, deren geschwungene, silberne Klingen mit einer Gravur des Valknut verziert waren. Odin war der bevorzugte Gott des Bräutigams; auf unerklärliche Weise fühlte er sich von dessen Vereinigung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft angezogen, von diesem immerwährenden Knoten aus Leben und Tod und Wiedergeburt.

Die runzelige Älteste bedeutete dem Bräutigam mit einem Nicken sein Gelübde zu sprechen.

»Beim Licht der Sonne und der Macht der Götter«, sagte der Bräutigam mit einem murmelgroßen Kloß in der Kehle, »gelobe ich, dich immer zu lieben und zu ehren.«

Er zog sein Schwert und legte seiner Braut den edelsteinbesetzten Griff auf die Schulter.

Die Älteste nickte wieder ernst, ihre Miene beinahe so getragen wie bei einer Beerdigung. »Ich glaube, die Braut hat ihr eigenes Gelübde verfasst.«

Ein sonderbarer Ausdruck huschte über das bejahrte Gesicht der Ältesten.

Hohn?

Die Braut zitterte. Seit sie am vorigen Tag in den heißen Quellen ihre Jungfräulichkeit ausgeschwitzt hatte, war ihr kalt und die Leidenschaftslosigkeit der Ältesten war verstörend.

Der Wind nahm zu und das Meer warf scharfe Spitzen auf.

Die Stimme der Braut war leise, kristallklar, als sie zu ihrem Verlobten sprach. »Die Liebe ist ebenso endlos und ständig in Bewegung wie das Wogen des Meers und das Ziehen der Gezeiten. Lass uns das Zunehmen und Abnehmen nicht fürchten, die Ebbe und die Flut, den ewigen Sog. Jedes Mal wenn unsere Seelen sich begegnen, sollen unsere Körper in der klaren blauen Kälte versinken und von den Wellen neu erschaffen werden.« Eine Träne rann über ihre Wange. »Ich liebe dich und ich habe dich geliebt und ich werde dich lieben.«

Der Bräutigam lehnte seine warme Stirn an ihre. »Ich liebe dich und ich habe dich geliebt und ich werde dich lieben.«

Sie warteten einige Augenblicke, sicher, jeden Moment die Segnung der Ältesten zu hören. Eine Welle brach rauschend und eine Rauchschwade erhob sich vom frisch entzündeten Feuer, über dem bald das Fleisch für das Festmahl geröstet werden würde.

Die Stille dehnte sich einen Deut zu weit und ein Murmeln lief durch die Menge.

Verwirrung trat auf das gerötete Gesicht des Bräutigams, doch der Körper der Braut begriff etwas ganz und gar Schreckliches,

noch bevor ihr Kopf Gelegenheit dazu hatte. Tief in ihrer Brust begann eine Warnglocke zu schellen.

Und dann erklangen die spröden, schneidenden Worte, wie eine Schaufel, die in gefrorene Erde gestoßen wurde.

»Dachtet ihr wirklich, ich würde euch nicht finden?«

Gleichermaßen schockiert hoben die Braut und der Bräutigam den Blick und sahen, dass die Augen der Ältesten glühten wie Schmelzriegel. Ihre Gesichtszüge verblassten, wie fortgewaschen, ihre Nägel wuchsen, wurden dicker und färbten sich schwarz.

Der Bräutigam stolperte nach hinten. Ohne zu zögern, zog die Braut ihre Hochzeitsklinge über seine Kehle, öffnete eine klaffende Fratze, aus der das Blut sprudelte und gurgelte.

Er rang nach Atem, fand jedoch keinen.

Kurz zuckte Schrecken über sein Gesicht, ehe er auf dem Kiesstrand zusammensank.

Die Braut fiel nur eine Sekunde später, auch sie schnappte nach Luft, obwohl ihre eigene Kehle unversehrt war. Die blutige Klinge rutschte ihr aus der Hand, der Valknut funkelte trotz allem im ahnungslosen Tageslicht.

Das Letzte, was sie sahen, bevor die Welt sich auflöste, war das rote Band, das ihre Hände noch immer zusammenhielt.



El Salvador

2004

Der Esstisch war für ein Festmahl eingedeckt, nur die Tranchiermesser waren versteckt worden. Das Letzte, was wir heute brauchten, war ein erstochener Oligarch im Carne Asada.

Zu zwölf saßen wir um das Bankett, die Familia Sola auf der einen, die Quiñónez auf der anderen. Bedienstete wuselten um uns herum, servierten blaue Teller voll Pupusas und Yuca Frita. In silbernen Kandelabern flackerte Kerzenlicht und die Schritte hallten von der Kuppeldecke wider. Die Luft roch nach gegrilltem Fleisch und Koriander.

»Wie läuft die Pacamara-Produktion?«, fragte Papá, darum bemüht, die Anspannung in seiner Stimme zu überspielen. Unsere Gäste besaßen eine große Kaffeeplantage in Chalatenango. »Ein schlechtes Jahr für Wachstum, nicht wahr? Die Regensaison ist beinahe ausgeblieben.«

Señor Quiñónez rutschte auf seinem hölzernen Stuhl nach vorn. »Rafael experimentiert mit neuen Verarbeitungstechniken und die Qualität ist herausragend.« Er fixierte meinen Vater mit einem herausfordernden Blick. »Nächste Woche treffen wir einen großen europäischen Käufer.«

»Das freut mich zu hören«, erwiderte Papá durch geschürzte Lippen. Es war offensichtlich, dass er sich in seinem Leben noch nie weniger über etwas gefreut hatte.

Er war bekannt für seinen Jähzorn, seine endlosen Flüche und

sein hitziges Temperament, aber ich wusste, dass auf dem Grund seines Herzens auch Zärtlichkeit zu finden war. Eine Vorliebe für Rockmusik, Begeisterung für Architektur, ein dunkler Sinn für Humor. Aufrichtige Liebe für seine Kinder, die sich nicht in rührseligen Komplimenten oder Gutenachtgeschichten zeigte, sondern in der Art, wie er sich in Grund und Boden schuftete, um uns ein gutes Leben zu bieten.

Er fehlte mir schon, bevor ich überhaupt fort war. Eine Art Präventivtrauer, die mir im Lauf der letzten Jahrhunderte so vertraut geworden war. In einem zwecklosen Versuch der Selbsterhaltung durchlebte mein Geist den Verlust, bevor der Tod seine Faust schließen konnte, als könnte diese Übung den Schmerz mildern. Das tat sie nie.

Es blieben nur noch wenige Tage bis zu meinem achtzehnten Geburtstag.

Was bedeutete, dass ich bald tot sein würde. Und im nächsten Leben würde Papá nicht mehr als ein Fremder sein.

Ohne bewusst darüber nachzudenken, ließ ich einen vorsichtigen Blick über unsere Gäste wandern, dann über die Bediensteten, die den Tisch umschwirrten, auf der Suche nach diesem Funken, diesem Sog, diesem ... Etwas.

Doch nichts – niemand – erregte meine Aufmerksamkeit.

Gesichter abzusuchen, war ein paranoider Tick, der für mich so natürlich geworden war wie das Atmen. Erhöhte Wachsamkeit hatte mich bisher noch nie gerettet, trotzdem war die Angewohnheit zu tief verwurzelt, um sie abzulegen.

»Buen provecho«, verkündete Mamá und bedeutete unseren Gästen, mit dem Essen zu beginnen. In ihrem weißen Kleid mit Puffärmeln und dem leuchtend roten Lippenstift war sie das Bild der perfekten Gastgeberin, doch um ihre Augen zeichnete sich Anspannung ab.

»Es wird alles gut gehen, Mamá«, hatte ich ihr vor der Ankunft unserer Gäste in der Küche zugeflüstert. »Ihr wollt nur das Beste für eure Kinder. Das ist alles, was zählt.«

Seufzend hatte sie meine Hand gedrückt. »Du siehst immer das Beste in den Menschen. Und in Situationen. Ich weiß nicht, wo du hergekommen bist, mi rayo de sol, aber ich hoffe, dass du immer so bleibst.«

Familia Sola und Familia Quiñónez waren alte Freunde, die zu erbitterten Feinden geworden waren. Über das zwanzigste Jahrhundert hinweg waren unsere Interessen weitgehend im Einklang gewesen – unsere Plantagen lagen direkt nebeneinander –, bis beide Farmen zu Beginn des Bürgerkriegs von einem außer Kontrolle geratenen Brandstifter dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Die Familien hatten sich gegenseitig die Schuld gegeben, hatten den jeweils anderen einen Sabotageversuch vorgeworfen, der auf das eigene Land übergegriffen hatte.

Nun war ein vorübergehender Waffenstillstand geschlossen worden, weil sich meine Schwester Silvia mit ihrem naiven Herzen in den ältesten Sohn der Quiñónez verliebt hatte und unsere Väter es bevorzugten, dass sämtliches damit einhergehendes Blutvergießen vor der Hochzeit stattfand.

»Also«, sagte Señor Quiñónez und gab damit zu verstehen, dass der Small Talk vorbei war. Er spießte ein Stück geröstetes Rindfleisch auf seine Gabel, hielt jedoch auf halbem Weg zu seinem Mund inne.

Papá verzog das Gesicht. »Also.«

Señor Quiñónez' Augen wurden schmal und keiner der beiden Männer sagte ein weiteres Wort.

»Wir könnten die Montague-Capulet-Vorstellung doch einfach überspringen, oder?«, fragte ich fröhlich und stopfte mir Yuca Frita in den Mund. »Den Kindern zuliebe?«

Vielleicht etwas wagemutig, ja, aber zu meiner Verteidigung musste gesagt werden, dass ich ein unsterbliches Wesen war, das jeden Moment sterben würde.

Das geschah immer, wenn mein Todesdatum näher rückte – eine Lockerung meiner Zunge, ein Hervorbrechen von Geheimnissen, ein Herauslassen der Dinge, die gesagt werden mussten und es doch nie wurden.

Mamá warf mir einen verratenen Blick zu, während Rafael Quiñónez, der mittlere Sohn der anderen Familie, mir gegenüber sichtlich ein Lachen unterdrücken musste. Dunkelbraunes Haar fiel in sanften Wellen um sein Gesicht und seine Lippen zuckten amüsiert.

»No seas tan dundo«, zischte meine sonst so schweigsame Großmutter – sie wurde es nie müde, mich zu ermahnen, nicht so dumm zu sein.

Ich zuckte mit den Schultern. »Wir sollten alle zusammen feiern. Schließlich liegt Liebe in der Luft. *Love is in the aaair.*«

Den letzten Teil sang ich mit klanglosem Gusto und diesmal konnte Rafael sein schnaubendes Lachen nicht zurückhalten.

Papá warf mir einen warnenden Blick zu. »Adella, du solltest vielleicht ...«

»Etwas frische Luft schnappen gehen?« Mit einem lieblichen Lächeln stand ich auf, während meiner Schwester die Kinnlade runterfiel. »Da hast du recht.«

Ohne noch einmal zurückzusehen, trat ich durch die Doppeltür aus Mahagoniholz hinaus in den Innenhof unseres Hauses. Das Letzte, was ich hörte, war mein Vater, der sich für seinen Clown von Tochter entschuldigte – woraufhin Señor Quiñónez nur barsch erwiderte, dass ich Papás Gesangstimme geerbt habe.

Das Eis war gebrochen.

Gern geschehen, Silvia.

Ich hatte keine Angst vor den Folgen meines Benehmens. Der Zorn meines Vaters konnte mich nicht umbringen.

Nur eine Sache – eine Person – konnte das.

Die Abendluft draußen war warm und abgestanden. Die Maquilshuat-Bäume standen in voller Blüte, die pinken Trompetenkelche flatterten verführerisch wie Tänzerinnen in Glockenröcken. Sämtliche kobaltblauen Fensterläden standen weit offen.

Ich ging über die warmen Terrakottafliesen zu dem kleinen nierenförmigen Pool in der gegenüberliegenden Ecke. Er wurde halb von einem Orangenbaum überschattet, im trüben Wasser entlang des Rands sammelten sich grüne Algen. Ich streifte die Espadrilles von meinen Füßen und zog meinen langen Rock etwas hoch – himmelblau mit roten und goldenen Blumen bestickt –, setzte mich an den Rand des Pools und ließ meine Füße im kühlen Wasser baumeln. Durch eins der vergitterten Fenster hörte ich, wie ein Bediensteter im Haus etwas fallen ließ, gefolgt von dem gemurmelten Fluch: »¡Puchica!«

Die Doppeltür schwang erneut auf und fiel krachend wieder zu, ließ kurz erhitzte Stimmen herausdringen und im ersten Moment dachte ich, meine Mutter wäre gekommen, um mich für meinen aufmüpfigen Tonfall zurechtzuweisen.

Aber es war nicht Mamá.

Es war Rafael.

Der mittlere Sohn der Quiñónez und ich besuchten dieselbe Privatschule und auch dieselben rauchgefüllten Clubs. Trotzdem bewegten wir uns in unterschiedlichen Kreisen. Zwischen uns existierte eine Art gespielte Abscheu, der es meist jedoch an der Tiefe fehlte, die unsere Väter sich vermutlich erhofft hätten. Tatsächlich war mir Rafael größtenteils egal.

Dennoch stockte mir der Atem, als ich ihn nun auf mich zu kommen sah.

Konnte es sein ...?

Nein. Ich hatte nie auch nur den leisesten Hauch eines Verdachts in seiner Nähe gespürt.

»¿Qué onda?«, fragte er, seine Schritte leise auf den Fliesen.

Ich sagte nichts, verengte nur die Augen zu Schlitzeln.

»Du warst echt witzig da drinnen.« Ein Grinsen lag in seiner Stimme, es klang beinahe, als flirtete er mit mir. »Als wäre es dir egal, was mit dir passiert.«

Ich hob die Schultern, versuchte, mein galoppierendes Herz zu zügeln. »Es ist alles einfach so ...«

Ehe ich den Satz zu Ende bringen konnte, lag ein Messer an meiner Kehle.

Ein heftiger Adrenalinschub, ein tiefer Abgrund in meinem Magen. Die Klinge war noch warm von der Tasche, in der er sie verborgen hatte.

Ich stieß ein leidgeprüftes Seufzen aus und schloss die Augen. »Verdammt noch mal, Arden.«

Meine Stimme triefte vor hämischer Langeweile, doch in meiner Brust pochte es heftig. Ganz egal wie oft ich ermordet wurde, es war jedes Mal wieder schmerzhaft.

Und um ganz ehrlich zu sein, ich hatte Rafael nicht einen Moment verdächtigt.

Arden wurde immer besser.

Wie hatte ich es nicht wissen können? Wie hatte ich das Zerren des Seelenbands nicht spüren können, diese intime magnetische Anziehung? Wie sollte ich mich jemals schützen können, überleben können, wenn ich die Gefahr nicht kommen sah?

»Zu schade, Evelyn«, murmelte er, sein Atem streifte mein Ohr wie ein seidener Schal. Er war hinter meinem Rücken auf ein Knie gesunken, als würde er mir einen Antrag machen. »Adella Sola stand dir wirklich gut.«

Ich schluckte schwer, die Klinge kniff in meine Haut. »Normalerweise sorgst du erst dafür, dass ich mich in dich verliebe.«

»Ich dachte, ich probier mal was Neues.«

»Bullshit.«

Mit so viel Wucht wie möglich warf ich meinen Kopf zurück in sein Gesicht, zertrümmerte seine Nase, sodass das Blut spritzte. Knurrend kippte er nach hinten, das Messer glitt von meiner Kehle.

»Sibirien war für dich genauso schmerzhaft wie für mich.« Ich schwang die Beine aus dem Pool und rollte von ihm weg, verzog das Gesicht, als mein Knie über die rauen Fliesen schrammte. »Bist du deswegen diesmal auf Abstand geblieben?«

»Glaub, was du willst.«

Er sprang vor, den Arm ausgestreckt und das Taschenmesser auf meine Brust gerichtet.

In letzter Sekunde wich ich aus. Ich nutzte den Schwung seines Angriffs, packte eine Handvoll Haar in seinem Nacken und knallte seinen Kopf auf den Boden. Die Wucht des Aufpralls vibrierte meinen Arm hinauf, so wie ein Sprung von einem zu hohen Ast einem in die Knie fährt.

Das Messer rutschte klappernd über die Fliesen, als er unter mir erschlaffte, nicht bewusstlos, aber definitiv benommen.

Blut rauschte in meinen Ohren. Ich griff nach dem hölzernen Griff der Klinge und drehte seinen Körper dann um, sodass er auf dem Rücken lag. Er stöhnte mit trübem Blick, als ich mich rittlings auf ihn setzte, die Knie rechts und links seiner Taille auf den Boden gedrückt, und ein kleiner, verräterischer Teil meiner selbst erwachte beim Gefühl seines Körpers unter meinem pulsierend zum Leben.

Konzentrier dich.

Diesmal wollte ich ihm in die Augen sehen, wenn ich ihn umbrachte.

Anders als in Nauru.

Ich presste die Spitze der Klinge unter sein Kinn. »Und du willst mir immer noch nicht verraten, wieso du mich in jedem Leben jagst.«

»Es ist beleidigend, dass du dich nicht erinnerst.«

Er warf seine Hüfte abrupt zur Seite, um mich abzuschütteln, und die Bewegung kam so überraschend und hatte genug Schwung, dass es ihm gelang.

Die Klinge schnitt in seine Kehle, als wir beide in den Pool rollten.

Wild um sich schlagend schluckte er Wasser und sein eigenes sprudelndes Blut. Das Wasser war warm und dickflüssig und das Messer glitt aus meiner schon schwachen Hand. Chlor stieg mir in Mund und Nase, als ich nach Luft schnappte, versuchte, mich von ihm abzustoßen, vielleicht aber auch ihm näher zu kommen, ein Durcheinander aus türkisen Fliesen und metallischem Rot, das durchs Wasser wirbelte.

Dann, als wären unsere Lebensstränge auf fatale Weise miteinander verwoben, geriet mein eigener Puls ins Stocken.

Eine Sonne, die hinter dem Horizont versinkt, ein getragenes Orchester, das langsam verklingt.

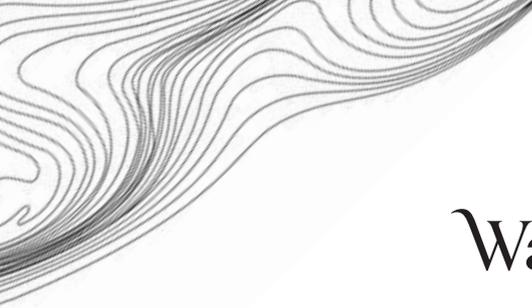
Altes Blut, das zu einem schwindenden Rinnsal verebbt.

Ich sah dieses kurze Leben vor meinem inneren Auge vorüberziehen. Der grauenhafte Gesang meines Vaters, die tiefen Furchen auf der Stirn meiner Schwester, während sie mit ihren Wasserfarben malte, das Klackern der Stricknadeln meiner Großmutter, sengend heiße Nachmittage mit meiner Mutter in der staubigen Stadt, der Geruch von Lehm und Kaffee und Hitze, alles von Anfang an verdammt.

Trauer durchzuckte mich, dick und scharf, der Verlust wurde nie leichter, das Lösen aus der Geschichte nie weniger desorientierend.

Wenige Augenblicke nach Rafaels letztem gurgelnden Atemzug verschluckte mich die Dunkelheit, die sich bereits in mein Sichtfeld gedrängt hatte. Inmitten des blutroten Pools hörten unsere Herzen gleichzeitig auf zu schlagen.

Jedes verdammte Mal.



Wales

2022

Tragödien trafen die Familie Blythe oft und heftig, wie ein Fluss, der dasselbe mitleiderregende Haus Jahr um Jahr überflutete. Und es war egal, wie viele Schutzwälle wir bauten, es war unmöglich, diese höhere Gewalt der Natur auszutricksen oder Gott oder den Teufel persönlich. Es war menschliche Torheit oder Hochmut zu denken, Kräfte wie die Jahreszeiten und die Zeit selbst aushebeln zu können, zu denken, dass es uns gelingen könnte, uns mit einem Damm vor Leben und Tod zu schützen. Aber das hielt uns nicht davon ab, es zu versuchen.

Als ich acht war, wurde mein Vater an Heiligabend von einem betrunkenen Fahrer auf dem Heimweg vom Pub tödlich verletzt. An eine Steinmauer gepresst, zerquetscht, bis das Blut aus seinen Augen quoll, bis alles in ihm gerissen und geplatzt war. Eine Tragödie, aber nicht die erste und ganz sicher nicht die letzte.

Wenige Monate später haben wir seine Eltern beerdigt – unsere geliebte Granny und Gramps. Sie sind kurz nacheinander gestorben, ein Herzinfarkt und ein Schlaganfall, zwei Dominosteine, die zu zerstört waren, um noch länger stehen zu bleiben.

Und um alles noch schlimmer zu machen, war acht das Alter, in dem ich meistens begann, mich an mein unausweichliches Schicksal zu erinnern. Dieses Wissen kehrte langsam zu mir zurück, wie die Vorahnung eines Sturms, der am Horizont lauerte, oder vielleicht eine Atombombe, ohne jedoch das Wer und Wieso

und Was wirklich zu verstehen. Und dann brach für gewöhnlich ein Bild durch – ein Messer in meiner Brust, eine Garrote um meinen Hals, Gift in meinem Herzen – und ich erinnerte mich. Die nächsten sechs oder acht oder zehn Jahre verbrachte ich dann damit, mich zu fragen, wie und wann Arden diesmal zuschlagen würde.

Wie und wann they mich töten würde.

Mit meinem eigenen nahenden Tod zu ringen, war eine Sache, es zu tun, während ich gleichzeitig meine halbe Familie verlor, eine ganz andere. Leben um Leben, Grausamkeit um Grausamkeit und die unerträgliche Last des Menschseins begann mich zu zermürben. Der immerwährende Kreislauf aus Liebe und Verlust, so unvermeidbar und natürlich wie der Wechsel der Jahreszeiten.

Trotzdem versuchte ich jedes Mal, einen verfluchten Damm zu bauen.

Zwei Wochen vor meinem achtzehnten Geburtstag saß ich in dem Krankenhaus, in dem meine Großeltern gestorben waren, und sah meiner glatzköpfigen Schwester beim Geigespielen zu.

Die letzte Note hing weich und samtig in der Luft. Das polierte Ahornholz war unter ihr blasses, feenhaftes Kinn geklemmt, ihre konzentrierte Miene entspannte sich, als sie erwartungsvoll aufsaß.

»Entschuldigt mich.« Schniefend tupfte Mum sich mit einem Taschentuch die Augen. Hastig stand sie auf und verließ das Zimmer, ihr Schal mit Paisleymuster flatterte hinter ihr. Ohne ihr Lavendelparfüm roch das Zimmer nach abgestandener Krankenhausluft.

Gracie verdrehte die haselnussbraunen Augen und ließ ihre Geige in den Schoß sinken. »Vielleicht hätte ich mir ein weniger melancholisches Instrument aussuchen sollen. Schlagzeug zum

Beispiel. Oder Ukulele. Meinst du, die Krankenschwestern würden mich köpfen, wenn ich mir ein Banjo besorge?« Ich erkannte meinen eigenen entschlossenen Sarkasmus in ihrer Stimme wieder – ein kleines Mädchen, das die Tapferkeit ihrer großen Schwester nachahmte.

»Mum hat einfach Angst«, sagte ich. »Du bist ihr Baby.«

»Ich bin vierzehn«, erwiderte Gracie, als wäre damit alles gesagt.

Vor etwa einem Jahr war bei Gracie Leukämie diagnostiziert worden, nachdem sie wegen ihrer endlosen blauen Flecke endlich zum Arzt gegangen war. Die meiste Zeit nahm sie es stoisch hin, auch wenn ich das Gefühl hatte, dass sie es nur tat, um gegen Mums exzessive Traurigkeit anzukämpfen. Natürlich konnte ich unsere Mutter verstehen, aber manchmal nervte es mich, dass sie es nicht schaffte, sich Gracie zuliebe zusammenzureißen.

Auch für mich war die Vorstellung, dass meiner Schwester etwas Schlimmes zustoßen könnte, mehr als schmerzhaft und das, obwohl ich es vermutlich nicht mehr erleben würde. In meinen vielen Leben hatte ich viele Geschwister geliebt, aber Gracie war mein unumstrittener Favorit. Klug, merkwürdig und aufgeweckt auf eine ganz und gar einzigartige Weise. So lebendig. Das Bild ihres Körpers in einem kalten, feuchten Grab war so unvereinbar mit ihr, dass ich mich unwillkürlich zusammenkrümmte, wann immer ich daran dachte.

Und die Vorstellung meiner Mum ganz allein in dem großen Farmhaus – einem Farmhaus, das einmal erfüllt gewesen war von einer Familie, die sie abgöttisch liebte – riss mich beinahe entzwei. Aber so weit würde es nicht kommen. Das würde ich nicht zulassen.

Gracie nickte zu dem beigen Pflaster auf meinem Oberarm. »Wie ist die Injektion heute gelaufen?«

Die Ärzte bereiteten meinen Körper darauf vor, Stammzellen zu spenden. »Nichts im Vergleich zur Chemo.«

»Weil du damit ja so viel Erfahrung hast.«

Ich drehte mein Haar zu einem Knoten zusammen. »Ist ja wohl bekannt, dass Chemo absolut schrecklich ist.«

Und trotzdem ein Wunder. Ich hatte lange genug gelebt, um mich an Metallsägen zu erinnern, die sich durch Knochen fraßen, Zähne, die sich verzweifelt in durchweichte Lumpen gruben, alles so brutal und nutzlos. Moderne Medizin war ein Wunder.

Neidisch betrachtete Gracie mein Haar. Früher hatte sie die gleichen glatten kupferfarbenen Strähnen gehabt. »Ich bin etwas kahl, das muss man zugeben. Wobei ich ja immer schon dezent exzentrisch war, deswegen passt ein entblößter Schädel vielleicht ganz gut zu meiner Persönlichkeit. Eventuell sollte ich anfangen, mit einer Sense rumzulaufen, um den Leuten richtig Angst zu machen.«

Ein plötzliches, scharfes Bild zuckte durch meinen Kopf: eine Sichel, die an einer dunklen Steinwand lehnte.

Das Bild fühlte sich instinktiv und tiefgreifend wichtig an, aber mir fehlte jeglicher Kontext.

Diese kurzen Einblicke in vergangene Leben kamen mir vor wie ein gigantisches Mosaik, wobei das vollständige Bild immer jenseits meiner Reichweite blieb. Wie ein Kaleidoskop, dessen Muster sich jedes Mal veränderte, wenn ich zu angestrengt versuchte es zu betrachten.

An die letzten fünf oder sechs Leben erinnerte ich mich in lebhaften Farben und Details – an die Anblicke und Gerüche und Gefühle, an das Ensemble der geliebten Menschen, die ich zurückgelassen hatte, jede Kontur von Ardens neuem Gesicht. Wie ich war they nicht auf ein Geschlecht festgelegt, wurde mal als Junge, mal als Mädchen geboren und blieb doch immer Arden.

Die Leben davor wurden jedoch zunehmend unscharf, je weiter sie zurücklagen, bis alles in dichtem Nebel verschwand.

Hin und wieder kehrte ein neues Detail zu mir zurück, klar und unverwechselbar, aber ich konnte mich nie daran erinnern, wie es in das Gesamtbild meiner sonderbaren Existenz passte. Ich wusste, dass es eine Reihe grimmiger Scheiterhaufen an einem unruhigen Hafen gab, einen Olivenhain im sonnigen Andalusien, ein Handelsschiff in der stürmischen Wildnis des Indischen Ozeans, aber die Einzelheiten waren in der Zeit verloren gegangen – oder in meiner eigenen elenden Erinnerung.

Und unter alledem, verborgen unter mehreren Schichten aus Liebe und Angst und Verwirrung und Schmerz und Trauer und Wut ... lag das Warum.

Ein Warum, das sich mir seit Jahrhunderten entzog.

Im Lauf meiner hundert Leben hatte ich dieses Warum aus jedem erdenklichen Blickwinkel betrachtet, aus menschlich banaler Sicht (Neid, Rivalität, eine Wette) bis hin zum Übernatürlichen und Arkanen (ein uralter Fluch, ein Pakt mit dem Teufel, ein besonders bössartiger Brückentroll). Hin und wieder gab es ein Aufflimmern von Sinn und Wahrheit – zum Beispiel als Arden im finstersten Sibirien angedeutet hatte, dass ein vor langer Zeit geschlossener Pakt unser Schicksal besiegelte –, aber nichts war handfest genug, um diesem Warum wirklich Gestalt zu geben.

Und aus irgendeinem gottverdammten Grund würde Arden unsere Ursprungsgeschichte niemals freiwillig mit mir teilen.

Ich war so in Gedanken versunken – gefangen in dem gestochen scharfen Bild einer Sichel, die an einer dunklen Steinwand lehnte –, dass ich kaum mitbekam, dass Gracie etwas sagte.

Oder besser, etwas vortrug.

»... und ich dachte daran, wie es sich anfühlt, dich zu halten, jede deiner Jahreszeiten««, proklamierte sie mit einem lederge-

bundenen Gedichtband in den blassen Händen. »Unsere Liebe erblüht erneut, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, neue Blumen entspringen alten Wurzeln, ein endloser Samen, aus dem ewig Leben sprießt.«

Etwas in mir prickelte mit einem Gefühl des Wiedererkennens, das ich nicht so recht zuordnen konnte. »Was ist das?«

Unsere Liebe erblüht erneut, Jahrhundert um Jahrhundert?

Eine merkwürdige Formulierung für den durchschnittlichen Dichter.

Gracie zuckte geringschätzig mit den Schultern und warf das Buch neben ihre zugedeckten Beine aufs Bett. »Irgendein Gedichtband? Becca hat ihn mir bei ihrem letzten Besuch mitgebracht.« Becca war Gracies ebenfalls etwas makabre beste Freundin, die ausschließlich Schwarz trug und mit übertrieben tiefer Stimme sprach, um ihre natürliche Frohnatur zu verbergen. »Sie hat mir ein ganzes Carepaket gemacht. War ein bisschen tragisch, das Ganze.«

»Ja, aber was ist das für ein Buch?« Ich beugte mich vor, um einen besseren Blick auf das Cover zu erhaschen.

Zehnhundert Jahre mit dir.

Plötzlich lag mein Herz unnatürlich still in meiner Brust.

»Ist irgendeine Internetsensation«, sagte Gracie in vernichtendem Tonfall. Sie mied aus Prinzip alles, was populär war. »Ehrlich, was hat Becca sich dabei gedacht? Ich habe Krebs, keine Geschmacksverirrung. Apropos, ich fühle mich übrigens geehrt, dass du immer noch diese Kette trägst.«

Gracie deutete auf das schwarze Band um meinen Hals.

Ich griff nach dem hässlichen »Schmuckstück«, das sie vor ein paar Wochen für mich gebastelt hatte. Der Anhänger bestand aus einem alten Hühner-Gabelbein, das immer noch leicht nach geröstetem Thymian roch. Es war absolut widerlich, aber der trium-

phierende Ausdruck, mit dem sie mir ihre Kreation überreicht hatte, war Hinweis genug gewesen, dass es eine Herausforderung war. Ich musste so tun, als wäre ich begeistert davon, und es ständig tragen, obwohl es wortwörtlich ein Kadaver war. Und wenn ich es abnahm, würde sie mir monatelang ein schlechtes Gewissen machen.

Ich biss mir auf die Lippe, bemüht, das merkwürdig passende Gedicht zu vergessen. »Natürlich, sie ist wunderschön.«

Sie presste die Lippen zusammen, versuchte verzweifelt, nicht loszulachen.

Ein plötzliches metallisches Scheppern klang vom Flur zu uns herein, als wäre ein voll beladener Essenswagen umgekippt, und ich zuckte auf meinem Stuhl zusammen. Seit meinem Leben an der Front des Ersten Weltkriegs waren meine Nerven nicht mehr das, was sie mal waren – als wäre es nicht schon auslaugend genug, wie ein Tier durch jede Existenz gejagt zu werden.

Ein paar Augenblicke behielt ich die Tür im Auge, rechnete beinahe damit, dass Arden aus dem Aufruhr hervortrat, doch keine mörderische Gestalt erschien.

»Was wirst du als Erstes tun, wenn du endlich hier rauskommst?«, fragte ich meine Schwester mit leicht rasselnder Stimme, als hätten sich die Gitterstäbe eines metallenen Käfigs gelockert. »Denn du kommst hier raus, Gracie. Das verspreche ich dir.«

Das Absurde war, dass ich tatsächlich daran glaubte.

»Wieso bist du so besessen von Dingen, die wir irgendwann in der Zukunft tun?« Gracie grinste. »Du bist so eine Tagträumerin.«

»Aus deinem Mund klingt das wie eine tödliche Krankheit.«

Sie warf mir einen vielsagenden Blick zu. »Ich habe deine extrem tragische Liste gefunden. Mit all den Dingen, die du als Erwachsene tun willst, als wäre das Erwachsensein ein mythischer Zustand.«

Meine Wangen wurden warm. Eine solche Liste hatte ich in jedem Leben geführt, an das ich mich erinnern konnte, gefüllt mit Dingen, die ich tun würde, nachdem ich den Fluch gebrochen hatte und endlich leben würde. Denn wenn man sich eine Zukunft ausmalen konnte, musste sie doch möglich sein.

»Ich bin eben eine Optimistin, okay? Also, was wirst du tun, wenn du von alledem hier frei bist?«

Gracie dachte kurz über meine Frage nach, spielte dabei gedankenverloren mit den Saiten ihrer Violine. »Auf den Friedhof gehen.«

»Wieso?«

Ich erwartete eine tiefgründige Antwort, wie zum Beispiel, dass sie unsere Familiengräber besuchen oder ihren Freunden aus der Krebsabteilung, die es nicht geschafft hatten, ihren Respekt erweisen wollte.

Sie strich sich übers Kinn. »Einer meiner ehemaligen Lehrer ist gestorben. Er hat mich mal als ›verstörend‹ bezeichnet. Ich würde gern seinen Grabstein ein wenig verunstalten.«

Nachdem mein schockiertes Lachen verklungen war, warf ich einen Blick auf meine schmale goldene Armbanduhr und fuhr beim Anblick der Zeit zusammen. »Mist, ich komme zu spät zur Arbeit.«

Ich griff nach meinem Rucksack, den ich auf dem ausgeblichenen Linoleumboden abgestellt hatte, und stand widerstrebend auf. Meine Sicht kippte und verschwamm. Von Nadeln wurde mir immer schwummrig, aber es kam mir angesichts dessen, was Gracie durchmachen musste, zu erbärmlich vor, mich darüber zu beklagen. Außerdem war es ohnehin total absurd. Mir war schon mal der Oberkörper von einer Granate aufgerissen worden, aber Gott bewahre, ein ausgebildeter Mediziner verlangte einen Bluttest von mir.

Gracie blätterte eine Seite auf ihrem Notenständer um, rutschte ihre dünne blaue Decke zurecht, nahm ihre Geige wieder zur Hand und sagte: »Bis dann, Bran Flakes.«

Obwohl ich durch und durch Evelyn war, ihr Spitzname für mich war einer der vielen Gründe, wieso ich mich als Branwen Blythe so zu Hause fühlte.

Ich warf mir den Rucksack über die Schulter und drückte Gracie einen Kuss auf die Stirn. »Hab dich auch lieb, Porridgegesicht.«

»Du kannst dich nicht über den Teint einer Leukämiepatientin lustig machen!«, rief sie mir hinterher. »Du taktloses Arschloch!«

Ich warf einen kurzen Blick zurück zu ihr, bevor ich um die Ecke bog, und Liebe füllte meine Lunge wie einen Ballon.

Gracie war das Einzige, was Mum und mich nach Dads Tod davon abgehalten hatte, wahnsinnig zu werden. Sie war damals zu jung gewesen, um den Ernst der Lage wirklich zu verstehen, und hatte die ersten paar Monate deswegen damit verbracht, schreckliche, selbst ausgedachte Witze zu erzählen und in einer venezianischen Maske dramatische Monologe vorzutragen oder in den höchsten Schuhen meiner Mutter Foxtrott durchs Wohnzimmer zu tanzen, während wir heulend vorm Kamin saßen. Sie war zugleich menschlicher Sonnenschein und zutiefst schwarzromantisch. Einer ihrer ersten vollständigen Sätze war: »Die Schatten sind heute sehr still.«

Einmal hat sie sechs Monate lang nur Streifen getragen und ist morgens, mittags und abends als Pantomime aufgetreten. Ihre Lehrer wären zu gern sauer gewesen, aber es war einfach unmöglich, nicht über ihre cartoonhaften Gesichtsausdrücke und sorgsam einstudierten Choreografien zu lachen.

Eine geborene Darstellerin. Eine unverdorbenes Sonderheit.

Es kam mir so unfair vor, dass jemand, der so voller Leben

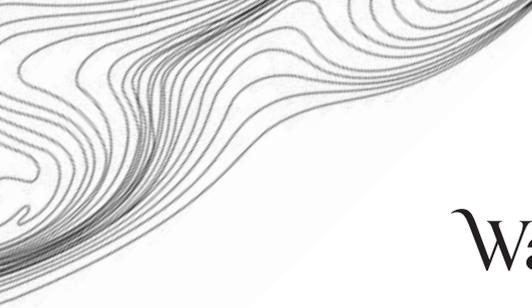
steckte, von einer grausamen Krankheit so leergesaugt werden konnte. Aber auch wenn ich in meinen vergangenen Leben viele Menschen verloren hatte, sie konnte ich retten.

Eine seltene Macht. Ein Geschenk in einem Leben voller Flüche.

Ich musste nur lange genug überleben, um es zu tun.

In exakt zwei Wochen wurde ich achtzehn. Die Stammzellenentnahme war in vier Tagen angesetzt, nach meiner letzten Aufbauspritze. Ich war die einzige Verwandte, deren Gewebe zu dem von Gracie passte – ohne mich müsste sie sich auf eine nationale Warteliste setzen lassen, die länger war als der River Wye.

Wenn Arden mich vor der Entnahme fand, war es sehr wahrscheinlich, dass auch meine Schwester sterben würde.



Wales

2022

Einfach so in der Öffentlichkeit herumzulaufen, gab mir ein nervöses, schutzloses Gefühl, als wäre ich mitten während einer Herztransplantation mit offenem Brustkorb vom Operationstisch gesprungen.

Wie ich es mir so rigoros antrainiert hatte, lief ich den Korridor in höchster Alarmbereitschaft entlang, musterte jedes Gesicht, bekannt oder unbekannt, auf der Suche nach diesem ruckartigen Erkennen, dem Zerren des Bands, dem Knistern angeborener Angst.

Nicht dass es mir in El Salvador geholfen hätte, mein Blick war geradewegs über Rafael Quiñónez hinweggehuscht.

Arden konnte überall sein. Konnte jeder oder jede sein. Es brauchte nur ein kurzes Wanken meiner Konzentration und they könnte zuschlagen. Ein Messer in meinem Rücken, eine Kugel in meinem Kopf. Es war egal, wie unverfroren they dabei vorging. Arden musste nicht damit davorkommen, denn es würde auch them töten. Unsere Lebensstränge waren verhängnisvoll miteinander verwoben.

Noch vier Tage. Ich musste nur noch vier Tage un-ermordet bleiben.

Jeder Instinkt in mir verlangte danach, mich diese vier Tage lang zu verstecken, aber ich wurde täglich für meine Injektionen im Krankenhaus gebraucht. Und aus bitterer Erfahrung wusste ich, dass es selten gut endete, wenn ich mich zum starren Ziel

machte. Dann lieber ein bewegliches Ziel, wenn ich schon eine Zielscheibe sein musste.

Im Erdgeschoss begegnete ich Mum, die gerade mit je einem Kaffeebecher in der Hand und einer Packung Mandeln unter dem Arm aus der Cafeteria kam. Sie hielt mir einen der Becher hin, ihre Nase pink von den nicht enden wollenden Taschentüchern, und deutete auf die Tüte Nüsse.

»Die Ärzte haben gesagt, dass Gracie sich gesund ernähren soll, und Gott weiß, sie würde sich lieber bei lebendigem Leib die Haut abziehen, als ein Stück Gemüse zu essen.«

Ich schnaubte. »Ich glaube nicht, dass Krebs zwischen Mandeln und Gummischlangen unterscheiden kann.«

Mit einem schmalen Lächeln schüttelte sie den Kopf. »Gott. Ihr beide seid so ... Ihr tut so, als wäre das alles lustig. Die ständigen Witze und der Sarkasmus. Vielleicht ist das so ein Generationsding.«

Hätte ich ihr doch nur sagen können, dass meine ursprüngliche Generation über tausend Jahre vor ihrer geboren worden war. Die meisten Erwachsenen und Autoritätsfiguren taten so, als wären sie schon länger auf dieser Erde und besäßen deswegen ein tieferes Verständnis des Lebens, aber auch wenn ich noch nie älter als achtzehn Jahre geworden war und mein Frontallappen sich nie vollständig entwickelt hatte, war mir trotzdem schon einiges untergekommen.

»Wenn du mich fragst ... Ich glaube, Gracie wüsste es sehr zu schätzen, wenn du zumindest versuchen würdest, das auch zu tun. Mach ein paar Witze. Weißt du nicht mehr, wie sie uns aufgeheitert hat, nachdem Dad gestorben war? Wir sind es ihr schuldig, das jetzt auch für sie zu tun. Also lächle hin und wieder mal. Mach dich über ihren Kopf lustig. Nenn sie ein hart gekochtes Ei oder lern wenigstens, wie man Foxtrott tanzt.«

Mum lächelte, doch es erreichte ihre Augen nicht. »Ich werd's versuchen.«

Als ich das Krankenhaus verließ, kam ich an Dylan vorbei, dem Landarbeiter, der Mum in den letzten paar Jahren ausgeholfen hatte. Wir winkten uns durch die Drehtür zu. Die Taschen seiner Holzfällerjacke waren vollgestopft mit Süßigkeiten und einem Film-Magazin – das perfekte Gegenmittel für Mandeln und Ernsthaftigkeit. Er war Anfang zwanzig und liebte Gracie wie eine kleine Schwester. Unsere ganze Familie war eine Flickendecke aus Beziehungen, die nicht wirklich funktionieren sollte, es aber trotzdem tat. Haushälterinnen wurden zu Patentanten, Postboten zu Babysittern, jedes Sonntagsessen war eine wilde Mischung aus Menschen, die uns glücklich machten.

Der Himmel über Abergavenny strahlte in einem blassen, romantischen Blau; der Winter hatte seinen Biss verloren. Es war warm für Mitte März und der Duft von honigsüßen Blüten hing in der Luft. Die Hauptstraße war von flachen pastellfarbenen Häusern gesäumt, hinter ihnen ragten die dramatischen Hügel in Bögen aus Wald und Weideland auf. Es gab ein altmodisches Café mit Korbstühlen auf dem Bürgersteig, eine Bäckerei, aus der es nach Erdbeer-Tartes duftete, und einen Herrenfriseurladen, in dem Rasierapparate brummt.

Ich behielt so viel wie möglich im Blick, ohne an Fokus zu verlieren, registrierte jede plötzliche Bewegung, alles, was auch nur geringfügig anders aussah als gestern, alles, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war anstrengend, immer in diesem Zustand geschärften Bewusstseins zu leben, das konstante Bedürfnis nach Wachsamkeit, aber wenn es mich lange genug am Leben hielt, um Gracie zu retten, war es jede Sekunde wert.

Vor dem Blumenladen entdeckte ich ein fremdes Gesicht und mein Herz setzte für mehrere Schläge aus.

Ein Junge stand bei den silbernen Eimern voller Blumen und betrachtete die verschiedenen Sträuße. Hochgewachsen und blond, mit eng zusammenstehenden Augen und schlanker Statur. Langsam driftete sein Blick zu meinem und begegnete ihm mit dem plötzlichen Prickeln von Feuer.

Ich beschleunigte meine Schritte. Ich kannte so ziemlich alle in dieser Stadt, die in meinem Alter waren, und dieser blonde Fremde gehörte nicht dazu.

Doch er hatte den Blick schon wieder abgewendet, um das Preisschild an einem Bund roter Dahlien zu lesen. Ich atmete lange und langsam aus, versuchte, meinen Puls zu beruhigen.

Vier Minuten nachdem meine Schicht beginnen sollte, erreichte ich den Buchladen. Ich arbeitete bei Beacon Books, einem kleinen, unabhängigen Geschäft mitten in der Stadt, seit ich die Schule abgebrochen hatte, sobald das auch nur ansatzweise akzeptabel gewesen war. Nach Hunderten Jahren Schulbildung in verschiedensten Formen hatte ich das Interesse vollkommen verloren. Mit jedem Jahrzehnt, das verging, büßten die Lehrpläne an Einfallsreichtum ein; kommutative Algebra und Subjunktive, Strukturen von Pflanzenzellen und Periodensysteme, die strahlend bunte Vielfalt des Lebens reduziert auf Muttern und Schrauben und quadratische Gleichungen.

Von Arden konnte man das nicht behaupten. Arden liebte Worte und Ideen und Poesie und Theaterstücke. Arden liebte es zu lernen, sich auszudrücken, sich lange und gewundene Gedanken über die *Conditio humana* zu machen. They trug in jedem Leben ein kleines Notizbuch bei sich, um diese Gedanken, Ideen und Gedichte festzuhalten, und obwohl ich noch nie etwas davon lesen durfte, fand ich diese Angewohnheit einfach zu liebenswert. Es stand in so krassem Widerspruch zu dem erbarmungslosen Killer, als den ich Arden kannte, vielleicht machte genau das

them so faszinierend – diese kleinen Marotten und Eigenheiten, die Arden zur selben Person machten, egal wer oder wo wir waren.

Was immer eine Seele auch sein mochte, sie passte in ein Notizbuch.

Deswegen hatte ich Mr Oyinlola, den Besitzer des Buchladens, monatelang belagert, bis er mich schließlich angestellt hatte, um gemeinsam mit seiner Tochter zu arbeiten.

In jedem Leben wurde Arden von Literatur angezogen wie eine Biene von Nektar.

Welcher Ort eignete sich also besser, um Arden zu finden?

Denn diesmal wollte ich them zuerst finden. Ich wollte die Oberhand haben, um nicht so unvorbereitet getroffen zu werden wie in El Salvador oder um mein Leben zu flehen wie in Sibirien. Im Prinzip machte es keinen Unterschied, da es immer in gegenseitiger Vernichtung endete, aber es war zu einer Frage der Ehre geworden.

In dem großen Spiel unserer Existenz wollte ich nicht immer nur verlieren.

Nach einer halbherzigen Standpauke von Mr Oyinlola wegen meiner Unpünktlichkeit machte ich mich daran, die Non-Fiction-Abteilung aufzufüllen. Ich warf immer einen Blick auf die Klappentexte, nur für den Fall, dass eins der neuen Bücher sich tiefgehend mit dem Phänomen der bewussten Wiedergeburt auseinandersetzte, aber abgesehen von einem Titel über Naktoderfahrten hatte ich noch nichts Hilfreiches gefunden. Solange ich mich erinnern konnte, versuchte ich, diesem grausamen Fluch auf den Grund zu gehen, aber nicht einmal die dunkelsten Winkel des Internets hatten irgendetwas Aufschlussreiches zu bieten.

Bei jedem Klingeln der kleinen Glocke über der Tür riss ich den Blick hoch, rechnete damit, jemanden in exakt meinem Alter

und mit scharfem Blick hereinkommen zu sehen. Mein Mörder oder meine Mörderin. Doch heute bestand der Großteil der Kundschaft aus Pensionierten auf der Suche nach Natursachbüchern und abgehetzten Eltern, die ihre unbändigen Kinder in die Bilderbuchabteilung schleiften.

Als die Sonne wie ein leuchtend oranger Eidotter über dem Horizont hing, half ich Nia mit dem Kassensturz. Nia war ein schüchternes, ernstes Mädchen mit dunkler Haut, einer eulenhaften Brille und schwarzem Haar, das fast bis auf die Kopfhaut rasiert war. Sie besaß die makelloseste Sammlung klobiger Strickjacken, die ich jemals gesehen hatte, und sie sah nie jemandem direkt in die Augen.

Zudem verfügte Nia über erstaunliches Wissen in wenigen grundverschiedenen Fachgebieten, unter anderem Schach, Vogelbeobachtung und nukleare Kriegsführung, und behandelte beinahe jedes andere Gesprächsthema, als gäbe es nichts Langweiligeres auf der Welt. Ich mochte sie sehr und hatte mein Oppenheimer-Wissen aufgefrischt, um mich mit ihr unterhalten zu können, aber sie hielt mich beharrlich auf Abstand. Ich nahm es nicht persönlich, da sie selbst vor dem liebevollen Schulterdrücken ihres Vaters zurückschreckte.

Heute war sie jedoch diejenige, die ein Gespräch begann, während ich gerade die Zehnpfundscheine zählte.

»Wir haben endlich ein paar Exemplare davon reinbekommen«, sagte sie, ihre Stimme sanft und lieblich wie eine Flöte, immer begleitet von einem leichten Zittern. Sie griff unter den Tresen und zog ein mir vertrautes Buch mit einfachem schwarzen Cover und goldener Schrift hervor. »Ich habe eins für dich zurückbehalten.«

Als sie es mir gab, fuhr ich mit einem Finger über den Titel.

Zehnhundert Jahre mit dir.

Autor unbekannt.

Der gleiche Gedichtband, aus dem Gracie vorhin im Krankenhaus rezitiert hatte.

Etwas Unangenehmes und Ängstliches regte sich hinter meinen Rippen, obwohl ich nicht so recht sagen konnte wieso. Ein Kribbeln von Gefahr am Rand meines Bewusstseins.

»Hast du den Hype mitbekommen?«

Benommen schüttelte ich den Kopf. »Ich bin nicht auf Social Media.«

Nicht nur aufgrund eines undefinierbaren Gefühls des Selbstschutzes, sondern aus Prinzip. In meinem letzten Leben hatte ich gesehen, wie die sozialen Medien die Demokratie untergruben und Konflikte gamifizierten, wie sie Aufmerksamkeitsspannen zersplitterten und Meinungen zu gefährlichen Extremen polarisierten, wie sie Kunst abwerteten und die Blutsauger der künstlichen Intelligenz fütterten, wie sie Adrenalin in die Höhe trieben und Dopamin manipulierten und menschliche Begeisterung auf einen einzelnen flackernden Punkt reduzierten.

»Oh.« Nia blinzelte vier- oder fünfmal schnell hintereinander, die dunkelbraunen Augen auf einen Punkt knapp über meiner Schulter gerichtet. »Na ja, so ein Reisejournalist hat irgendwo in der sibirischen Wildnis dieses handgeschriebene Buch voller Gedichte über Wiedergeburt gefunden. Anscheinend ist es mehrere Jahrzehnte alt und niemand weiß, wer es geschrieben hat, aber das Original wurde in Russisch veröffentlicht und jetzt wird es zu einer weltweiten Sensation. Wurde in sämtliche Sprachen übersetzt. So gut es eben geht. Die Gedichte sind wunderschön und traurig und merkwürdig und dazu kommt natürlich noch die Frage, wer sie überhaupt geschrieben hat – ich habe eine Theorie gelesen, dass das Buch von irgendeinem überirdischen Wesen auf die Erde geschickt wurde.«

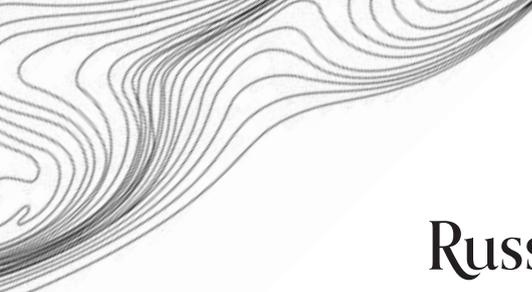
Ich bedankte mich mit einem wortlosen Nicken, kaum in der Lage zu begreifen, was sie mir da erzählte.

Sibirische Wildnis.

Jahrhundertlang hatte ich Arden angefleht, lesen zu dürfen, was in their Notizbuch stand.

Und nun hatte die Zwillingsgewalt von Schicksal und Synchronizität es mir auf dem Silbertablett serviert.

Das waren Ardens Gedichte. Es musste so sein.



Russland

1986

Mikha schaufelte das Grab bereits seit mehreren Stunden und der Schnee hielt immer noch stand.

Er arbeitete methodisch, erhitzte Kohlen im Feuer und verteilte sie dann auf dem Permafrost. Wenn das Eis zu schmelzen begann, fegte er die Kohlen herunter, grub, so tief er konnte, und wiederholte dann die ganze Prozedur. Sein Atem wirbelte wie Zigarrenrauch in kleinen Wolken um seine Pelzmütze.

Wir lebten an einem der kältesten bewohnten Orte der Welt, hier war es sogar noch kälter als auf dem Mars. Jeder Atemzug der reinen Luft war wie flüssiges Silber in der Lunge.

Unter dem sternbesetzten sibirischen Nachthimmel erstreckte sich meilenweite Taiga, schwarze Nadelwälder umhüllt von dicken, weißen Decken. Über uns glühte die Aurora borealis in Science-Fiction-Grün. Wir erreichten endlich das Ende des Obsidianwinters – wenn das Tageslicht sich für ganze zwei Monate verabschiedete –, aber es war immer noch so kalt, dass es bis in die Knochen wehtat.

»Was meinst du, wie lange sie noch hat?«, fragte ich und nahm einen Schluck des hausgemachten Kirschlikörs aus Mikhas Flachmann. Das süße Brennen floss meine Kehle hinab. Neben mir knisterte und knackte das Feuer, wärmte die frei liegende Haut meines Gesichts genug, um meine Wimpern aufzutauen.

»Höchstens ein paar Tage.« Nachdem er eine frische Ladung

Kohlen ins Feuer gelegt hatte, kam er zu mir und setzte sich neben mich auf den gefällten Baumstamm. Unsere dicken Fellmäntel waren fest aneinandergespresst und trotz der doppelten Lage dichten Nerzfalls ließ die Berührung mein Blut prickeln.

Mit der Sohle meines Rentier-Mukluks kratzte ich über den Permafrost. »Willst du darüber reden?«

»Nyet.«

Ich nahm an, er hatte schon unzählige Mütter verloren. Er konnte es nur nicht zugeben.

Stattdessen legte ich meine behandschuhte Hand an sein Kinn und auf meinen Lippen zuckte eine unausgesprochene Frage. Mit einem langsamen Lächeln wandte er mir sein Gesicht zu, hob dann einen Wildlederhandschuh an meine Wange. Ich liebte sein Gesicht in diesem Leben, schmale schwarze Augen und dunkle, buschige Brauen mit einer breiten, flachen Nase und glatter ockerfarbener Haut.

Wir drehten uns zueinander und als seine Lippen meine berührten, zuckte ich zusammen.

Sie waren eiskalt.

Obwohl alles in mir ihn weiterküssen wollte, diesen Moment so endlos ausdehnen wollte wie die Tundra, spürte ich das Bedürfnis, ihn zu beschützen, und löste mich von ihm.

»Dir ist zu kalt. Wir sollten nach Hause gehen. Wir können morgen weitermachen.«

Ein subtiler Test.

Morgen war mein achtzehnter Geburtstag und ich hatte so meine Vermutungen, was dieses Grab anging.

Doch keiner von uns hatte zugegeben, die wahre Identität des anderen zu kennen.

Hier waren wir nicht Arden und Evelyn. Wir waren Mikha und Nadezhda, zwei einfache Sibirier, die sich mit vierzehn inei-

inander verliebt hatten, als unsere Väter uns mit zum Eisfischen genommen hatten. Ich erinnerte mich immer noch an den Adrenalinschub, als ich Mikha das erste Mal gesehen hatte, das instinktive Wissen, dass wir uns schon einmal begegnet waren. Die durchdringende magnetische Anziehung zwischen uns, als wäre ich ein Planet, in dessen Umlaufbahn er gefangen war.

»Es geht mir gut.« Wut lag in seinen Worten, eine Wut, die ich nicht ganz verstand.

»Mikha.« Ich legte meine Hand auf dem rauen Baumstumpf über seine. »Nach dem, was mit deinen Fingern passiert ist ...«

»Ich sagte, es geht mir gut, okay?« Er zog seine Hand unter meiner hervor, die Hand, die im letzten Winter schlimme Erfrierungen davongetragen hatte. Er hatte meinen Vater gerettet, der auf der Jagd verletzt worden war, und hatte dabei den Kälteschmerz seines eigenen Körpers vernachlässigt. Da das nächste Krankenhaus zwei Tage entfernt war, hatte sein Bruder ihm den kleinen Finger und den Großteil des Ringfingers abgeschnitten, mit nichts als einer Flasche Wodka zur Betäubung.

Ich nahm noch einen Schluck vom Kirschlikör, genoss die feurige Süße. »Komm schon. Ich kenne dich doch. Geht es um deine Mamushka?« Das russische Wort für Mutter hatte mir immer schon gefallen, die Art, wie es über die Zunge hüpfte wie ein Volkstanz.

»Mh. Wir haben uns nie sonderlich gut verstanden.«

Ich bot ihm den Flachmann an und er schüttelte den Kopf. Vermutlich das erste Mal in seinem Leben, dass er einen Drink ablehnte.

Mit einem Schulterzucken schraubte ich den Deckel wieder zu. »Sie ist trotzdem deine Mamushka. Der Dorfladen wird ohne sie nicht mehr derselbe sein.«

»Ah, ja. Wer wird die Leute finster anstarren, während sie Ren-

tiermilch kaufen?« Er lachte bitter. »Ich habe mich nie ganz daran gewöhnt, dass man sich hier jedes Lächeln verdienen muss.«

Wir erstarrten beide. Ein kleiner Ausrutscher.

Hätte er nie etwas anderes als Sibirien gekannt, gäbe es nichts, woran er sich gewöhnen müsste.

In meiner Brust begann es zu hämmern. Ein unvermeidbarer Höhepunkt baute sich auf und ich war nicht dafür bereit. Das war ich zwar nie, aber dieses Leben hatte ich besonders lieb gewonnen. Das Rentiermelken mit meiner Mama, während die pfirsichrosa Sonne über der Taiga aufging. Die Besuche bei meinem zahnlosen Großvater und seine Geschichten vom Eisenbahnbau. Mich abends im Bett an Mikha zu kuscheln, mein Kopf schwer auf seiner Brust, wo ich seinem Herzschlag lauschte, keine Worte, nur eine unsichtbare, pulsierende Energie zwischen uns.

Der Kirschlikör ließ alles ein wenig verschwimmen, aber eine Sache blieb kristallklar: Es lief alles auf den heutigen Abend hinaus.

»Du weißt, dass es für uns ist, oder?«, fragte Mikha grimmig und starrte in die aschweißen Kohlen des Feuers. »Das Grab. Du weißt, wer ich wirklich bin.«

Mein Herz machte einen heftigen Ruck, wie ein anfahrender Schlitten, und ich schluckte eine Welle verzweifelter Emotionen. »Ich habe es immer gewusst. Ich dachte nur, diesmal könnte ich deine Meinung vielleicht ändern.«

Er schnaubte, eine Hälfte seines Gesichts verborgen im Schatten der orange glühenden Flammen. »Also hast du mich nie wirklich geliebt. Es war alles nur ein perfider Trick, um deine eigene Haut zu retten.«

»Das glaubst du doch selbst nicht.«

Die Thermalquelle – der Lebenssaft unseres Dorfs – blubberte klagend im Hintergrund.

»Ich will nur wissen, warum«, wisperte ich, bemühte mich, den flehenden Ton zu unterdrücken. »Kannst du mir nicht wenigstens das geben?«

Er sah hinauf zum Himmel, als würde er inmitten des grünen Leuchtens Trost suchen. »Es würde nur noch mehr wehtun, wenn du es wüsstest.«

»Habe ich ... dir etwas angetan? In einem dieser längst vergangenen Leben, an die ich mich nicht erinnern kann, du aber schon? Geht es um Rache?«

»Es würde nur noch mehr wehtun, wenn du es wüsstest«, wiederholte er steif.

Meine Sicht verschwamm, sowohl wegen des Likörs als auch meiner Angst.

Er würde es nicht tun. Nicht dieses Mal.

»Ich wünschte, ich könnte mich erinnern, Arden. Glaubst du, ich verbringe nicht in jedem Leben jeden Tag damit, die letzten tausend Jahre vor meinem geistigen Auge zu durchkämmen? Es ist nur ... mit den früheren Leben ist es so, als würde ich versuchen, mich an etwas aus dem Babyalter zu erinnern. Manchmal erhasche ich ein Geräusch oder einen Blick oder ein Gefühl, aber es verschwindet jedes Mal wieder, bevor ich es aus der Peripherie ziehen kann. Ich weiß nicht, wo meine Seele ihren Anfang genommen hat. Wo wir unseren Anfang genommen haben.«

Stille breitete sich um uns herum aus, zog die Luft zwischen uns stramm. Wenn man im Permafrost ein Grab grub, musste man aufpassen, keine Methanblase zu erwischen, denn die konnte explodieren und einen tiefen Krater in die Erde reißen. Dieses Gespräch fühlte sich genauso an, die stille Qual des Grabschaufels, noch unerträglicher gemacht durch die drohende Gefahr einer Explosion.

Er griff in die Innentasche seines Mantels und zog ein in brau-

nes Leder gebundenes Notizbuch hervor, in dem er nächtelang mit fiebriger Konzentration schrieb. Er drückte es an seine Brust, als könnte er sich an den Worten darin wärmen.

»Ich will das hier nicht tun, Evelyn.« Seine Stimme brach bei meinem Namen und mein Herz riss entzwei.

Ich packte ihn an den Schultern, zwang ihn mich anzusehen. Seine Augen waren wie Vulkanschlunde: tief und dunkel und ganz weit unten brodelte etwas Unendliches und Tödliches.

»Dann tu es nicht. Was passiert, wenn du es einfach ... nicht tust?« Ich schüttelte so heftig den Kopf, dass einige angefrorene Haarsträhnen aus meiner Pelzmütze rutschten. »Was passiert, wenn du mich nicht tötest und ich dich nicht töte und wir zusammen sein können?«

Ich konnte es so deutlich vor mir sehen, das Leben, das wir führen könnten. Eine kleine, simple Hochzeit am Ufer des gefrorenen Sees. Wie wir unseren wilden Kindern beibringen, Rentiere zu melken, Elritzen und Wachswürmer auf Angelschnüre zu fädeln. Unser eigenes Haus, mit rot gestrichener Tür, nur wenige Meter von all unseren Liebsten entfernt. Ich sehnte mich so sehr danach.

Wären nicht mehrere Zentimeter Pelz und Leder zwischen uns gewesen, hätten meine Fingernägel sichelmondförmige Abdrücke auf seinen Schultern hinterlassen. »Wieso können wir nicht einfach ... sein?«

Bedauern lief wie ein Stummfilm über sein wunderschönes Gesicht. Konnte er es auch sehen? Die Zukunft, die sich vor uns ausbreitete, wenn er diesmal nur eine andere Entscheidung traf? Oder war er so fest entschlossen, diesen Ablauf fortzusetzen, dass er sich nicht einmal erlaubte, sich etwas anderes *vorzustellen*?

Mit einer schmerzerfüllten Grimasse deutete er auf den Flachmann. »Es ist zu spät.«

All die trotzig Hoffung in mir erstarb.